

Nr. 78. Bromberg, den 3. April 1930.

Die Clari-Marie.

Roman von Ernst Zahn.

(19. Fortsetzung.) ——

Da faßte sich die Severina wieder. „Sag doch, du — meinst — kann es sein? — Nein, nicht — gelt? Sie sind schon eigne, der Vater und die Mutter, aber so etwas — nein, gelt, so etwas, was sie sagen, das kann ja nicht sein?"

In Jaun schrie eine Stimme: Sie sind's, die vom Rottal, sind's! Aber vor der Severina hätte er die eigne Überzeugung verleugnet und wenn es um seine Seligkeit gegangen wäre; denn ihre Angst machte ihn willenlos. Er wußte kaum, was er tat und sagte. „Was denkst, was redest! Wirst sehen, in ein paar Tagen sind sie wieder da", flüsterte er ihr zu. „Im Ernst glaubt es niemand von ihnen, von deinem Vater und deiner Mutter." Er strich dabei dem Mädchen unbeholfen über Haar und Wange, über Achsel und Arm, und sah mit seinem heißen Gesicht auf sie nieder.

Sie hing den feinen Kopf. „Jetzt sind wir verschrien im Dorf, der Vater und die Mutter und wir Kinder", sagte sie.

„Was denkst", tröstete er. „Wenn sie frei sind, nachreden darf ihnen keiner etwas."

„Ja, ja", gab sie zu. „So will ich jetzt wieder", ermannte sie sich dann und trat von ihm hinweg. Er ließ mit linkischer Bewegung den Arm sinken, als er fühlte, daß sie fort wolle.

„Severina!" kam da ein Ruf durch die Nacht. Die Cille rief drüben am Zieglerhaus.

„Sie rufen schon", sagte die Severina, sah sich nicht um und stob davon.

Der Jaun stand da und sah die Stelle an, wo das Dunkel die schlanke Severina aufgenommen hatte. Und auf einmal packte es den eckigen, langsamen Menschen: In all der Zeit, in der er vom Bergland fort gewesen, in seinem ganzen Leben hatte er noch nie ein so schmerzliches Empfinden gehabt, ein solches Verlangen, einen solchen Hunger wie jetzt danach, daß die Severina noch da neben ihm wäre, die Severina, die er doch kaum hatte anrühren dürfen.

Lange stand er, der zähe, der gearbeitet hatte wie kein andrer und aus dem Geißbub ein Doktor geworden war. Alle Arbeit und alles Wissen und das Pflichtgefühl, das ihn den Mord hatte aufdecken lassen und die Pflichten, die sein neues Amt ihm auflegte, alles war ihm wie Wind in dem Augenblick, und alles das kümmerte ihn nicht; denn das Herz tat ihm weh, und das Herz schrie: Wenn sie doch noch da wäre, die Severina!

Es schneite noch einmal! Schon war es gewesen, als sollte Frühling werden. Sonne und Föhn hatten mit emsigen Besen den Winterwirrwarr von den Lehnen geräumt, und auf einmal kam der graue Machthaber zurück. Im Nordwind brauste sein Lachen, die Nebelvorhänge riß er über den Himmel, und über Berge und Matten und Dorf warf er die weißen, lastenden Schneedecken.

Als es zu schneien aufhörte, begann ein sonderbares Leben in den Lüften ob dem Isengrund; die Nebel wanderten, lautlos, langsam, wie ineinander quellende Rauchschwaden. Jetzt stand ein schwarzer Felsturm inmitten der schwebenden Schleier, düster, dräuend wie ein gewappneter Riese im Qualm der Schlacht. Dann kam es aufs neue gefahren, langsam und weiß und erstickend, langte mit Armen an ihm hinauf und griff mit Armen ihm über die breite Brust und löschte ihn aus, als ob er nie gewesen wäre. Eine Schneezinne leuchtete, fahl, hoch über den Schwaden. Auch die versank. Es war eine langsame Unruhe ob dem Isengrund, ein Kriegen und Siegen, und weil es so still war, war es so groß.

Auf einmal fuhr blitzend und strahlend eine goldene Lanze in die Wolken. Nun glänzte der Fels, wenn er aus den Nebeln tauchte, und die Schneezinne glühte, und wo vor dem Himmel ein Schleier zerriß, funkelte das Blau. Die Sonne kam.

Die Sonne war schon auf den Gassen von Isengrund mächtig, als, fast aus allen Hütten strömend, das Volk im Feiertagsgewand vor dem „Löwen" sich sammelte. Der Neuschnee schmolz; denen, die auf den Straßen daherkamen, hing er wässerig und in großen Klumpen am schweren Schuhwerk, und wo sie gegangen waren, war ein brauner, kotiger Schuhabdruck zu sehen, lag die Straße bar.

Die Schar am „Löwen" stand da, als gelte es ein Begräbnis, kein lautes Wort ging unter ihr. Die vom Rat hatten sich auf einen Klumpen versammelt, sie unterhielten sich in abgebrochenen Sätzen; anderorts tuschelten ein paar Weiber. Der Pfarrherr stand allein dort, wo die Straße dorfauswärts bog, und stocherte mit dem schweren Schirm im Schnee. Zuweilen fuhren ein paar Köpfe nach der Richtung hin, wo der Rothornweg in die Hauptgasse einmündete.

„Kommt sie noch nicht?" murmelte ein Bauer.

„Sie kommt lange nicht", ließ sich ein andrer vernehmen, stopfte die Hände fester in die Hosentaschen und wiegte die schwere Gestalt in langsamer Ungeduld hin und her.

Da bog die Clari-Marie um die Ecke am Rothornweg. Bewegung kam in die Schar. Der Pfarrer setzte den Schirm ein und hob an, dorfaus zu schreiten. Die vom Rat machten sich auf. Langsam wendete sich ein Mann nach dem andern, ein Weib ums andre. In Knäueln und einzeln, eine lange Linie zogen sie dorfaus. Die Männer trugen die rauhen Filzhüte, dunkle Kopftücher die Weiber. Die Clari-Marie schritt anfänglich unter den letzten, sie sprach mit keinem groß, ein „Tag" nahm sie ein, ein „Tag" gab sie aus, je nachdem sie an einen oder eine kam, die sie noch nicht gesehen hatte. Und unwillkürlich ließen alle sie vorbeigehen, so daß immer mehr von der Schar hinter ihr zurückfielen, als gehöre sie an die Spitze. Der kleine Haufe derer vom Rat, die mit dem Pfarrer ganz vorn gingen, nahm sie zuletzt auf. Unter denen schritt sie wegabwärts, breit, mit fast plumpem und doch mühelosem Gang. Es war ein seltsames Bild, wie die einzelne Frau inmitten der Männer schritt. Sie umgaben sie wie eine Wache; keiner dachte daran, in einer besonderen Ordnung zu gehen, aber jeder

wollte hören, was die Clari-Marie sagte, und in einzelnen kurzen Sätzen ging im Abwärtsschreiten eine Unterhaltung zwischen ihr und ihnen. Sie trug ihr schwarzes Gewand, am Arm hing ihr das schwarze gestrickte Tuch. Der Scheitel war frei, und das Haar schien silberig in der Sonne; über die Clari-Marie kam allgemach ein Schnee, den kein Föhn mehr vertreibt. Der breite Rücken wölbte sich mehr denn früher, es zog etwas den Oberkörper leise vornüber. Aber jetzt, während sie Wort für Wort kurz, scharf herausstieß, wenn sie dem und jenem Bescheid gab, fuhr ihr Kopf manchmal in die Höhe, dann leuchtete die gelbweiße Stirn und der Blick der grauen Augen blinkte.

Langsam, mit hängenden Köpfen zogen sie wegab, das Gewicht des Körpers ruckweise von einem Bein aufs andre werfend. Dasselbe zähtrotzige Schreiten wie immer! Der Schnee spritzte auf, wo sie die ungelenken Füße hinstellten.

An der Lände unten lagen große Nauen. Die Schiffsleute traten aus dem Wirtshaus, als die vom Isengrund ankamen. „Wohl, wohl, heute erleidet's die Fahrt", meinte einer.

„Gerade eine Arbeit, das ganze Volk hinüber zu bringen", murrte ein andrer.

Dann traten sie an die Ruder, je zwei für jeden Nauen. Und wieder traf es sich, daß die vom Rat und die am meisten galten im Isengrund mit der Clari-Marie im Nauen standen, so daß sie das einzige Weib unter den Männern blieb. Sie achtete nicht darauf, setzte sich und sprach, während sie abfuhren und die einstündige Fahrt hindurch wenig mehr, als die Männer mit Fragen ihr abzwangen. Am Seedorfer Ufer stiegen sie aus, gingen ins Dorf und fanden zwei Leiterwagen an einem der Wirtshäuser schon eingespannt warten. Die vom Rat hatten gesorgt, daß die Fahrt zum Gericht nichts unterbrach. Auf den Wagen fuhren sie Altstadt zu. Die Wagen schlugen und holperten; es rüttelte die Bauern, und keiner sah just vornehm aus, aber als sie in Altstadt durch die Hauptstraße nach dem Gerichtsgebäude fuhren, hingen doch viele Blicke an dem schweren, ungelenken Weibe, das inmitten der Männer saß. „Das ist die vom Isengrund", zischelte es in den Straßen, „die, die so viel weiß, die Clari-Marie."

Das Gerichtsgebäude stand auf einem freien Platz, ein alter, fester Bau; seit Jahrhunderten entschieden sie darinnen über Recht und Unrecht. Als die vom Isengrund das düstere Haus zu Gesicht bekamen, ging eine Bewegung durch die ganze Schar. Es mochte sein, daß einer und der andere ein „Jetzt sind wir da" sagte, doch war es wieder, als spräche keiner und ginge es nur wie ein Ächzen von einem zum andern. Sie kletterten langsam und unbeholfen von den Wagen, zögerten, schnitten verlegene, fast ängstliche Gesichter und schauten die große offene Tür an. Nur die Clari-Marie, als sie ihr vom Wagen geholfen hatten, sah sich nicht um, wartete nicht, sondern ging durch die Tür hinein. Ihr zur Seite hielt sich der Jakob Jacki, der Führer, der Aufrechte, der nicht menschenscheu war wie die andern. Er wandte das knochige Gesicht mit den scharfen blauen Augen nach den andern um. „Nun — kommt", winkte er, da schnauften einer und der andre und Männer und Weiber drückten sich gemächlich, schwerfällig durch die Tür.

Eine Weile später saßen sie im kahlen Zeugenzimmer, auf den Bänken, die längs den Wänden liefen. Von dort wurden sie einzeln, manchmal zu mehreren in den Gerichtssaal gerufen. Dieser Saal hatte mit dunkel gebeiztem Täfelwerk verkleidete Wände. Durch große Fenster leuchtete die Sonne hell, die über dem Isengrund aufgegangen war, als die Dörfler dort weggezogen. Aber zu beiden Seiten jedes Fensters hingen schwere grüne Vorhänge herab, die die Helle dämpften; so war ein trübes Licht im Saale, und weil die Richter und Geschworenen, die hinter in Hufeisenform stehenden Tischen saßen, kaum je untereinander halblaut ein paar Worte wechselten, nur einer von ihnen auf einmal sprach, bedrängte den Eintretenden eine lastende Feierlichkeit, die sich einte mit dem gedämpften Licht und eine trübe, schwere Stimmung erzeugte.

Auf einer Bank, einen Landjäger zur Rechten, einen zur Linken, saßen der Furrer vom Rottal und sein Weib, karg, arm, mit hageren und bleichen Gesichtern wie immer. Die Bäuerin hatte schmale Lippen und einen gehässigen Zug um den Mund; der Bauer schoß Blitze aus den scheuen, tiefliegenden Augen.

Einer der Beamten ging hinüber ins Zeugenzimmer und sah sich hochnäsig um. „Seid ihr alle da?" fragte er und tat, als zählte er.

Die vom Isengrund hockten, als ob sie keine Mäuler hätten.

„Habt ihr euch nach Unterkunft umgesehen?" fragte der Beamte wieder und im selben halb verächtlichen Ton, „vor vier Tagen sind die Verhandlungen nicht zu Ende."

Wieder hockten sie alle still. Nur Jakob Jacki sah den Altstädter mit einem Blick an, der diesen sonderbar unsicher machte. „Wir werden schon unterkommen, wenn's nötig ist", sagte jener.

„Kaib", knurrte ein junger Bauer, als der Beamte sich entfernte. Dann sahen sie einander an. Vier Tage? „Seid verflucht", schimpfte einer. Der Fluch sprang von Mund zu Mund.

Da kam ein Waibel und rief die Clari-Marie auf, — die zuerst! Sie legte ihr Tuch weg und legte die Arme übereinander; in der einen Bewegung lag eine sonderbare Kraft, es war wie ein Sichwappnen; die schwere, plumpe Gestalt war wie aus einem Guß.

Die vom Isengrund saßen von da an Stunden und Stunden auf ihren Bänken. Die Clari-Marie kam nicht zurück. Sie behielten sie den ganzen Nachmittag im Saal, sie allein. Endlich, als es Abend wurde, kam sie heraus, neben ihr ging ein schwarzgekleideter Mann. „Ein Fürsprecher", erklärte der Jakob Jacki den Dörflern, die sich unter die Tür des Zeugenzimmers drängten.

Jetzt sahen sie, wie drüben der Rottalbauer und sein Weib weggeführt wurden. Die Verhandlungen wurden abgebrochen. „Wir können gehen", sagte Jacki.

Sie machten sich langsam über die Treppe hinunter, alle Augenblicke sah sich einer nach der Clari-Marie um, die mit dem Fürsprecher noch immer oben in dem langen Flur stand. Die Richter und Geschworenen traten aus dem Saal. Auch sie betrachteten die Truttmannin. Hie und da warf einer dem andern ein Wort hin. In ihren Blicken war etwas wie Staunen. „Das ist eine wie Stein", sagte ein grauhaariger Mann von ihr.

Der Präsident des Gerichts trat zu ihr und mischte sich in die Unterhaltung, die sie mit dem Fürsprecher führte.

„Ihr seid immer im Isengrund gewesen, Frau?" fragte er sie und rückte den Hut dabei, als ob er zu einer Stadtdame rede.

„Immer", gab sie zurück. Was weiter gesprochen wurde, verstanden die Bauern nicht. Aber am Abend, als die Clari-Marie nicht zur Stelle war, erzählten sie sich: Von den Waibeln hätten sie es, wie sie geredet hätte, die Clari-Marie! Nicht wie ein Advokat, dem das Maul läuft wie geschmiert! Wort für Wort nur, wie abgehackt, aber Wort für Wort wie ein Block, daß was sie sagte, jedem sichtbar und fest und deutlich war, und was sie sagte, schwer und gewichtig war, wie nur Wahrheit ist! Augen und Ohren hätten sie aufgetan, die Herren vom Gericht!

Am nächsten Tage nahmen die Verhandlungen ihren Fortgang und dauerten diesen und zwei weitere, wie denen im Isengrund vorausgesagt worden war. Sie wurden alle aufgerufen. Keiner wußte nachher viel Neues. Der Werner Jacki, des Bergführers Bub, nur kam mit hochrotem Gesicht ins Zeugenzimmer gelaufen. „Wenn das nicht ein Lügner ist, der Furrer", erzählte er erregt, „kein Gewehr, sagt er aus, hat er in seinem Leben besessen. Und ich bin ihm selber begegnet im Rotwald, daß er ein Gewehr in der Hand gehabt hat!"

Die Gesichter der Bauern belebten sich. „Ist es wahr, weißt es sicher, daß er ein Gewehr getragen hat?" fragte einer den Werner.

„Einen Eid will ich tun", sagte der. Dann sann er einen Augenblick nach, und brach plötzlich los: „Jetzt glaube ich dann selber, der weiß etwas von dem Mord!"

Da hob die Clari-Marie das Gesicht. Sie hatte sich mit einem vom Rat unterhalten, mit dem sie zusammen in einer Ecke des Zimmers saß. „Besinn dich, was du redest, Bub", sagte sie halblaut, sah sich unter den Gemeindegenossen um und fuhr mit derselben stillen und doch scharfen Stimme fort: „Ich meine, bei uns oben ist noch mancher, der den Gerichtsherren da unten nicht gern erzählt, daß er ein Gewehr hat, mit dem er heimlich an den Bannbergen auf Gemsen geht."

(Fortsetzung folgt)

Carcassonne.

Von **Alex Contet-Toulouse.**

Vorbemerkung der Schriftleitung: Angesichts des allgemeinen Interesses für das von schwerster Überschwemmung heimgesuchte Südfrankreich bieten wir nachstehende Schilderung des südfranzösischen „Rothenburg“.

Wie geschmolzenes Blei glühen die Strahlen der Sonne Südfrankreichs auf die Riesenmauern der Altstadt von Carcassonne hernieder. Eine steile Rampe führt in vielen Windungen zur alten Feste hinauf.

Schon von weitem sieht man diese trotzige Stadt von ihrem Hügel herab das flache Land überragen. Sie streckt fünfzig Türme aus der vielzackigen Mauerkrone ihrer Wehrgänge gen Himmel und liegt als dunkle wuchtige Masse vor dem verschwommenen blauen Horizont.

Nun stehen wir am Fuße dieser Mauern. Wo einst die Zugbrücke hing, spannt sich ein steinerner Bogen über den Graben, der breit und tief liegt wie ein Fluß zwischen Felsen. Zwei Randtürme, riesenhaft in ihrer Wucht, wachsen zu beiden Seiten des Tores. Vom Sockel des einen hebt sich ein ungefüges Steinbild ab. Ein Frauenkopf ist zu erkennen, und darunter entziffert man mit Mühe die halbverwischte Inschrift: „Sum Carcas“ (Ich bin Carcas). Eine sagenhafte Figur, denn wie überall, so drängt sich auch hier die Legende vor die geschichtlichen Tatsachen und umschwebt diese Mauern, die mehr als zwei Jahrtausende sahen. Karl der Große soll einst die Stadt belagert haben, in der die Dame Carcas, Tochter des gefallenen Sarazenenkönigs Balasch, den Befehl übernommen hatte. Der Tod wütete unter den Verteidigern und entblößte die Mauern. Da ließ Carcas, um dem Feinde die geringe Zahl ihrer Leute zu verheimlichen, die Waffenröcke der gefallenen Krieger mit Stroh ausstopfen, und diese Puppen stellte sie gewaffnet auf die Mauern. Doch auch die Lebensmittel wurden knapp. Die Belagerer ahnten dies. Da ließ Carcas ein Schwein mit reinem Weizen mästen und warf das Tier von den Zinnen hinunter zwischen die Feinde. Der Pansen des Tieres platzte, und aus ihm heraus quoll der Weizen. Da gaben die Angreifer die Belagerung auf, weil sie glaubten, sie würden niemals eine Stadt erobern können, wo man die Schweine noch mit Weizen fütterte. Daher soll Carcassonne seinen Namen der Dame Carcas verdanken.

Der Eingang zur Altstadt, das Aude-Tor, ist in die mehrere Meter starke Mauer hinein gehauen. Der Besucher glaubt, plötzlich in die Vergangenheit zurück versetzt zu sein. Doch er merkt bald, daß man auch hier modern werden will. Die Straßen sind noch eng, winkelig, steil und schlecht gepflastert, aber an den Häusern machen sich in frischen Farben Anpreisungen breit. In die Hausmauern sind Ladenfenster gebrochen, und man liest: „Five o'clock“. Ein Anschlag in jenem Stil, der sich dekorative Kunst nennt, preist hier die Vorzüge eines Likörs. Kinder spielen auf der Straße Rugby und setzen sich der Gefahr aus, auf dem Kopfpflaster den Hals zu brechen. Motorenlärm dröhnt auf, ein schwerer Hotelomnibus kriecht unverdrossen den steilen Weg herauf und füllt die ganze Straße mit seiner ratternden Karosserie, die fast die Mauern streift. Die Straße ist so schmal, daß dem Fußgänger nichts übrig bleibt als in einen Seitengang zu flüchten oder sich in eine tiefe Türnische zu verkriechen.

Die moderne Zeit will eben auch auf ihre Rechnung kommen. Man erwartet ständig Fremde, und um ihretwillen wacht in der vor einem Jahrzehnt noch verlassenen Altstadt neues Leben auf. Die Häuser sind neu gestrichen, Ruinen wieder aufgebaut, ein moderner Hotelpalast ist auf der höchsten Terrasse der Feste empor gewachsen und überragt nun die Wälle.

„Altertümer“ liest man an vielen Türen. Antiquitätenläden, ja die gibt es hier überall. Doch merkwürdigerweise bieten sie nichts feil, was mit der Vergangenheit der Altstadt zusammen hängen könnte. Nippsachen vielmehr und Möbel aus den letzten Jahrhunderten füllen diese Läden, Dinge aus einer Zeit, da die Feste schon längst verlassen war.

Stundenlang irrt der Besucher durch diese doppelten und dreifachen Wehrgänge, an den großen offenen Zwischenräumen zwischen den konzentrischen Mauern entlang, wo dichtes, fettes Gras sprießt. Dort unten übten einst die Krieger zu Fuß und zu Roß, dort feierten die Bewohner ihre Feste, dort hielten sie ihre Turniere ab.

Die großen Steine, die ohne Bindemittel über einander gelagert zu Mauern emporwachsen, sind eindrucksvoll in ihrer Wucht. Hier ist es am Platze zu sagen: Die Steine reden. Denn die verschiedene Art ihrer Lagerung verrät uns, wer sie auftürmte und zu welcher Zeit dies geschah. Hier sehen wir römischen Mörtel, dort zeugt die Bauweise von maurischem Ursprung, dort von westgotischem, hier wieder finden wir merowingische Arbeit und dort einen Mauerteil aus der Zeit des Lehenswesens. Von diesen Mauern lesen wir die ununterbrochene Geschichte der Jahrhunderte und der Herrschaften, unter denen Carcassonne einst stand.

Ein Führer, redselig wie jeder echte Südfranzose, läßt uns nicht locker. Wir können keinem Ausfalltor begegnen, keine Treppe hinunter steigen, keinen in Halbdunkel gehüllten Saal betreten, an keinem Brunnen vorbei gehen, uns aus keiner Schießscharte beugen, ohne nicht von irgend einer Geschichte hören zu müssen, die sich gerade hier zugetragen haben soll. Hier schwirren so viele Legenden und Sagen wie Zinnen diese zwei Kilometer langen Mauern krönen. Die Liebe spielt natürlich die Hauptrolle in diesen Erzählungen, ist sie doch das Merkmal jener mittelalterlichen Zeiten, da die Herzensdame einen so großen Platz im Liede einnahm. Die Epoche des Lehenswesens begründete ja den Kult der Frau.

Dort ragt der Pintus-Turm in den Himmel, schief wie sein Vetter in Pisa. Die Legende erzählt, er habe sich zur Seite geneigt, als Karl der Große an ihm vorüber schritt. Lange Zeit soll aus seinen Mauern leise Klage getönt haben. Ein Troubadour, kaum dem Knabenalter entwachsen, lag dort gefangen im Verließ, weil er den Blick zu einer Dame erhoben hatte und ihre Neigung gewann. Vom Grunde des feuchten Kerkers stieg das klagende Lied des Sängers auf, und der Wind trug die Klänge an das Ohr der Dame, die von ihrem Herrn gefangen gehalten wurde. Sie starb. Doch ihre Seele flog als Taube hinüber zum Turme und flatterte über dem Kerker. Ein herzloser Armbrustschütze tötete sie mit seinem Pfeile. Das ist die Legende vom Pintus-Turm.

Auch die ehrwürdige Basilika von St. Nazarius, ein wahres Kleinod der Baukunst des 10. Jahrhunderts, bei der gotische Spitzbogen auf romanischen Mauern ruhen, deren Schiff von der Masse eigenartiger Bildwerke erfüllt und vom feenhaften Farbenspiel seiner Glasmalereien erhellt ist, entging nicht der etwas heidnisch klingenden Legende. Dem Festtage des Heiligen ging am Vorabend einst eine merkwürdige Prozession voraus. Überall, auf den Wällen, in den Türmen, in den Verließen suchte man beim Scheine der Fackeln nach St. Nazarius, um ihn feierlich in die Kirche zu geleiten. Den Kindern oblag zur gleichen Zeit die Pflicht, in allen Ecken und Winkeln nach Schnecken zu forschen, denn am Festtag des Heiligen aß man ihm zu Ehren die Kriechtiere. Man verzehrte ungeheure Mengen von ihnen und warf die Schneckenhäuser über die Mauern. An deren Fuß sammelten sie sich zu solchen Bergen, daß sie den Bewohnern der Unterstadt lästig wurden. Wütend liefen die herbei und verlangten Genugtuung von den Schneckenessern dort oben. So kam es, daß einst das Fest des Heiligen regelrechte blutige Kämpfe der Bewohner von Carcassonne untereinander sah.

Diese Mauern, die so viel Geschichte erlebten, diese Steine, um die so viele Sagen schwirren, ragen aus prachtvoller Landschaft empor. Von der höchsten Terrasse übersieht man das herrliche Land des Departements Aude, jetzt im blauen Dunst der untergehenden Sonne gebadet. Über die alte Feste streut der Abend die vielen wechselnden Farben seiner Palette vom Schiefergrau über Violett bis zum dunkelglänzenden Rot. Und wenn die Dämmerung aus dem Tale emporsteigt, taucht sie Häuser und Mauern und Türme in immer tieferes Blau. Doch noch vor dem nächtlichen Horizont ragt die vielgezackte Silhouette der alten Feste in den Himmel hinauf.

Oster-Erpresser.

Ein „Ostertrick" amerikanischer Verbrecher.

Die amerikanischen Verbrecher verstehen es allzugut, auch die Feiertage für sich auszunutzen. „Ostererpresser" nennt sich — unter Eingeweihten — eine Gruppe von Banditen, die nur zum Schein so tun, als ob sie an das Mitgefühl der gutmütigen Menschen appellieren. Alljährlich zu Ostern bekommen Milliardäre und sogar „arme" Millionäre, hauptsächlich in Chicago, aber auch in anderen amerikanischen Städten, Briefe von armen Familien, in denen sie in geradezu herzzerreißenden Ausdrücken um Ostergaben gebeten werden. Die Bittsteller betteln um Kohlen, Eßwaren und Bargeld. Als ein Millionär den Einfall hatte, einen solchen Brief der Polizei zu übergeben und sie zu bitten, der Sache auf den Grund zu gehen, wurde er auf der Straße von „Unbekannten" angeschossen und schwer verwundet. Die Detektive, die die im Brief angegebene Adresse aufsuchten, fanden tatsächlich eine Wohnung im Elendsviertel, in der eine große Familie versammelt war. Schmutzige Kinder in übelriechenden Lumpen, Männer und Frauen in zerfetzter Kleidung saßen auf Holzklötzen und machten tatsächlich den Eindruck des größten Jammers. Die Polizei konnte nichts Verdächtiges feststellen. Daß ein Luxusauto in der Nähe der elenden Wohnungen stand, bewies an sich nichts. Man konnte nicht einmal feststellen, ob die armen Leute verkleidete Banditen oder nur zu diesem Zwecke engagierte Statisten waren. Tatsache ist, daß eine Nichtbeachtung der österlichen Bettelbriefe für die Betreffenden die schlimmsten Folgen haben kann.

Es scheint, als ob die Banditen eine ganze Reihe von Wohnungen an der Hand haben, die tatsächlich an Elend nichts zu wünschen übrig lassen. Sie pflegen in ihren Briefen die Wohltäter zu bitten, sich von der Wahrheit ihrer Behauptung überzeugen zu wollen. Die klugen Geschäftsleute wissen sehr gut, um was es sich handelt und schicken in solchen Fällen Bargeld in die Elendswohnungen. Sie wissen auch ganz genau, daß Schecks bei den Leuten, die sie um Hilfe anflehen, nicht besonders beliebt sind. Sie ziehen es vor, diese Ausgabe als Unkosten für Ostergeschenke zu buchen, und dafür ruhig schlafen zu können.

Die Ostererpresser, gegen die die Polizei machtlos ist, stellen nur einen Zweig der tatsächlich glänzend organisierten Verbrecherwelt von Chicago dar. Der Erfinder dieser Banditenbranche soll ein gewisser vor fünf Jahren ermordeter O'Banjon gewesen sein, ein Verbrecher, der zu einer mythischen Gestalt geworden ist. Er war sehr fromm und ging jeden Sonntag in die Kirche. Einmal ist ihm der Gedanke gekommen, daß man Ostern zu seinen Zwecken sehr gut gebrauchen kann, ohne dabei ein direktes Verbrechen zu begehen. „Es gilt nur, während der Feiertage das Mitgefühl der wohlsituierten Menschen in Anspruch zu nehmen. Sollte der Aufruf an die Barmherzigkeit keinen Anklang finden, so hat man Zeit genug", pflegte O'Banjon zu sagen, „nach Ostern die widerspenstigen Leute kalt zu machen." Die amerikanischen Millionäre sind aber derart in diese Ostererpresser gewöhnt, daß sie ohne weiteres ihre Bettelbriefe, die man besser Erpresserforderungen nennen sollte, erfüllen. **R. B.**

Humor der Kleinsten.

Von Kurt Miethke.

Lottchen und Willi unterhalten sich tiefsinnig.
Sagt Lottchen:
„Ich wollte, ich wäre ein Junge geworden."
Denkt Willi ein Weilchen nach und erwidert dann:
„Da kommst du aber jetzt zu spät! Das hättest du vor der Taufe sagen müssen!"

*

„Papa, ich heirate mal die Großmutter!"
„Warum denn das?"
„Großmutter habe ich sehr gern!"
„So, so, so! Das erlaube ich dir aber nicht!"
„Was hast du denn dagegen, Papa?"
„Na, du kannst doch nicht meine eigene Mutter heiraten!"
„Oho! Du hast doch auch meine Mutter geheiratet!"

*

„Warum freust du dich so, Hans?"
„Mein Vater hat mich verhauen."
„Und deshalb freust du dich so?"
„Nein, aber während er mich verhauen hat, hat er die chinesische Vase 'runtergeschmissen und zertöppert. Und da freue ich mich nun auf heute abend, wenn meine Mutti nach Hause kommt und sieht die Bescherung."

*

„Wohin läufst du, Junge?"
„Nach Hause."
„Warum denn aber so eilig?"
„Mutti will mich verhauen."
„Warum rennst du denn da so schrecklich?"
„Wenn ich später komme, verhaut mich Vater!"



Bunte Chronik



* **Der Nordstern von Santa Susana wird eingesperrt.** Schier endlos ist schon die amtliche Liste der in den Vereinigten Staaten bestehenden Sekten, und doch fühlte Frau Mary Blackburn aus Los Angeles das Bedürfnis, eine neue zu stiften. „Königlichen Orden der großen Elf" nannte sie ihre Gründung, und sich selbst erhob sie zur Hohenpriesterin mit der schönen Bezeichnung „Nordstern". Zu ihren Anhängern durfte sie bald auch einen Ölmagnaten rechnen, dem es aber anscheinend weniger um das Heil seiner Seele als um schnöden Mammon zu tun war. Der „Nordstern" erzählte diesem Millionär Clifford Dabney, die Erzengel Gabriel und Michael hätten ihr ein Buch diktiert und befohlen, dieses unter dem Titel „Das große sechste Siegel" zu veröffentlichen. Leider fehlte es der Hohenpriesterin am hierzu nötigen Gelde. Nun sollte aber dieses geheimnisvolle Buch Angaben über Ölvorkommen von fabelhafter Ergiebigkeit enthalten. Dafür interessierte sich Clifford Dabney natürlich sehr. Er bat die Hohepriesterin, ihm ihr Geheimnis anzuvertrauen. Doch diese verlangte erst die Auszahlung von 40 000 Dollar, um die Veröffentlichung des „Großen sechsten Siegels" zu ermöglichen. Gab ihr der Ölmagnat das Geld, so wollte ihm Frau Blackburn vor der Drucklegung das Ölgeheimnis anvertrauen und ihn damit zu einem der reichsten Männer der Erde machen. Als Dabney noch nicht anbeißen wollte, versprach der „Nordstern", er würde ihn zum „Zweiten Messias" ernennen, sobald das Buch in der Öffentlichkeit bekannt geworden sei. Dieser Verlockung konnte der geschäftstüchtige Ölmann nicht länger widerstehen, und einen Tag später war die Hohepriesterin im Besitz der 40 000 Dollar. Zu seinem Bedauern wartet Clifford Dabney aber noch heute darauf, daß ihm die Sektengründerin ihr großes Ölgeheimnis mitteilt. Schließlich riß ihm die Geduld, und ungeachtet der Gefahr, sich lächerlich zu machen, zeigte der um seine Hoffnungen betrogene „Zweite Messias" den Nordstern wegen Betruges an. Die Hohepriesterin hat nun ihren Tempel in den einsamen Bergen von Santa Susana, wo sie allen möglichen Hokuspokus trieb, mit einer Gefängniszelle vertauschen müssen, und der „Königliche Orden der großen Elf" steht vor der verdienten Auflösung, aber nicht in Wohlgefallen.

* **Mit 85 Jahren zum Film.** Miß Horatis Nelson ist 85 Jahre alt. Sie ist tatsächlich Nachkomme des großen englischen Admirals und ist, obwohl sie sich Miß nennt, Witwe. Sie hat vier Söhne im Kriege verloren. Ihr ältester Sohn ist eine halbe Stunde vor Unterzeichnung des Waffenstillstandes gefallen. Die alte Dame ist jetzt zum Film gegangen und fühlt sich, wie sie behauptet, dort sehr wohl. Sie würde sonst ein sehr trauriges Leben führen, während sie beim Film genügend Unterhaltung hat. Miß Nelson steht um 5 Uhr morgens auf und arbeitet bis spät in den Abend. Sie spielt allerdings recht kleine Rollen, freut sich aber, gleichzeitig mit großen Sternen auf der Leinwand erscheinen zu dürfen. Junge Mädchen, — mit denen die alte Dame die Garderobe teilt, sind recht ungezogen zu ihr — sie verkohlen sie und nehmen ihr die Schminke weg. Zurzeit ist die greise Filmschauspielerin mit dem Einstudieren einer größeren Filmrolle beschäftigt.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.